

Walter Jaide

Die unauffälligen Normalen

Immer wieder erntet man naives oder vorgetäushtes Erstaunen oder Abwehren, wenn man in Vorträgen von Normalität des Verhaltens bzw. von Normalen (z. B. Jugendlichen) redet. Das ist ein bedenkliches Zeichen. Denn fraglos gibt es in Natur- und Humanwissenschaften jeweils empirische Durchschnitts-Normalitäten. Was man auch empirisch ermitteln und messen kann, es ergibt sich dabei meist eine Verteilung auf höhere, mittlere (normale) und niedrigere Meßwerte. Nehmen wir Leistungsmessungen beim Schulunterricht als Beispiel. In einem Koordinatensystem, und zwar auf der Waagerechten, werden die unterschiedlichen Leistungsmeßwerte (z. B. von 1 bis 6) aufgetragen und auf der Senkrechten die jeweilige Zahl der eine bestimmte Leistung erbringenden Schüler oder Personen. Man kann daraus ersehen, daß der höchste Gipfel (meist) in der Mitte eines definierten Leistungsmeßbereiches steht, was sich häufig in Form der Gaußschen Glockenkurve abbildet. Man kann zusätzlich zu dieser Mitte auf der Meßlatte (Median) den Durchschnittswert aller Teilnehmer (arithmetischen Mittelwert) errechnen oder auch einen Modalwert¹.

Mittelmaß und Extreme

Ebenso wichtig wie die Berechnung und graphische Darstellung von *Mittelwerten* ist die Kennzeichnung und Berechnung der Streuung oder *Verteilung* (Varianz) und der mittleren Abweichung vom Mittelwert. Daraus wird ersichtlich, wie breit/flach oder wie schlank/steil die Kurve verläuft, d. h. wie sich die nicht am Mittelwert stehenden Testpersonen über die übrigen Leistungsmeßbereiche – über oder unter dem Mittelwert – verteilen. Eine steile Kurve zeigt an, daß nur relativ wenige Schüler höhere bzw. niedrigere Leistungen erbracht haben; eine breite dagegen, daß die geforderten Leistungen eine starke Streuung nach den Extremen hin mit sich gebracht haben. Es gibt auch linksschiefe und rechtsschiefe Verteilungen, die eine stärkere Besetzung der oberen bzw. unteren Leistungsbereiche anzeigen. Es gibt auch mehrgipflige Kurven, bei denen z. B. der mittlere Meßwertbereich schwächer vertreten ist als die beiden Bereiche links (oben) oder rechts (unten). Alles dies kann dem Lehrer sehr wichtige Hinweise auf den Erfolg seines Unterrichts und auch dessen Ursachen liefern.

Viele törichte Witzeleien über Statistik entfallen, wenn man – nach den gülti-

gen Regeln der Statistik – stets *beides*, Mittelwerte und Verteilungen, herausarbeitet und beachtet. Beide haben starke soziale und politische Bedeutung z. B. bei einer Gaußschen Kurve für die Verteilung der Einkommen oder der Renten in der Bundesrepublik Deutschland. Eine breitgelagerte Kurve würde eine relativ ungleiche Verteilung der Einkommen oder Renten andeuten, eine eher steile Kurve eine stärkere Angleichung bzw. Häufung um einen eventuell respektablen Mittelwert herum. Solche Kurven sind sehr dienlich für *Vergleiche*: bei den Leistungen zwischen Schulklassen und Schularten, beim Einkommen zwischen verschiedenen Ländern oder Systemen, auch zum Zeitvergleich innerhalb derselben Gruppen bzw. derselben Thematik (z. B. zur Einkommensentwicklung in der Bundesrepublik seit 1950). Dabei werden also verschiedene Kurven in das Koordinatensystem eingezeichnet.

Solche Verteilungen gibt es nun auch im Bereich der *Einstellungen* und Verhaltensweisen. Man kann z. B. Selbsteinschätzungen von Jugendlichen über ihre Position auf einem politischen Meinungsspektrum von links nach rechts ermitteln. Auch dabei stellen sich rechte und linke Extreme heraus und ein Ansteigen zur bzw. eine Häufung bei der Mitte. Somit läßt sich die Frage beantworten, ob eine Häufung in der Mitte vorhanden und wie stark sie ist, ob und wie viele sich auf den Extremen einordnen. Solche Kurven können zum Vergleich von Jugendlichen und Erwachsenen, von Werkjugend und Schülern bzw. Studenten herangezogen werden, auch von weiblichen und männlichen Jugendlichen.

Wichtiger als eine solche subjektive Plazierung auf einem üblichen Spektrum ist eine *objektive* Ermittlung bestimmter politischer Aktivitäten und Einstellungen durch entsprechende Umfragen oder Untersuchungen. Auch bei den danach gestellten Fragen ergeben sich mittlere Zustimmungen und extreme Zustimmungen bzw. Ablehnungen. Man kann auch die mittlere Skalenposition für die Unentschiedenheit reservieren, von der aus dann nach der einen Seite die Zustimmungen und nach der anderen die Ablehnungen in ihrem Grad ansteigen. Darüber hinaus kann man eines der üblichen Daten-Analyse-Verfahren anwenden, um die verschiedenen Antworten auf verschiedene Fragen zu kombinieren. Dabei erhält man – je nach angewendetem Verfahren – Kurven für politische Teilnahme oder politische Kenntnisse, an denen Mittelwerte und Varianzen und somit die Quoten der stark, mittel oder wenig Engagierten und Informierten abzulesen sind. Gleiche Einsichten erhält man durch die Aufstellung definierter Stufenkästchen (z. B. der Noten 1.0–1.9, 2.0–2.9 etc.), d. h. von den höchsten bis zu den niedrigsten Leistungen, wobei diesen Intervallen die darauf entfallenden Testpersonen zugeordnet und berechnet werden. Und schließlich ist es möglich, in einem speziell konzipierten Raum der politischen Einstellungen mittlere und extreme Einstellungen zu definieren und zu ermitteln und deren Anhänger auszuzählen. Somit erkennt man eine *normale Mitte* in bezug auf Anteilnahme, Informationen und Einstellungen; sie bildet zumeist die Mehrheit.

Normalität – Mehrheit – Konstanz

Solche Mehrheiten bleiben – allem Tagesjournalismus zum Trotz – relativ langfristig *stabil* und gleichartig. Nun mag man die Extreme und Minderheiten interessanter und wichtiger finden als die normale Majorität, man kann die letztere jedoch nicht übersehen oder leugnen. Nur ideologische Voreingenommenheit über die angeblich zum Extrem treibenden Widersprüche und Widersinnigkeiten unseres politischen Systems kann fortdauernde Normalitäten in der Meinungsbildung und Teilnahme der Jugend verneinen. Im Gegenteil: Solche Normalitäten im Bewußtsein der Bevölkerung sind zu beachten. Sie halten ein Gesellschaftssystem stabil bzw. sie bekunden dessen *Stabilität*. Und sie sind sowohl vor Mißbrauch, vor Irritierung wie auch vor Abkapselung zu schützen. Denn die normalen Einstellungen müssen nicht – erst recht nicht bei jungen Menschen – stagnieren oder sich in ihrer Konsistenz verhärten. Aber sie öffnen sich meist nur für allmählichen Wandel, für Veränderungen in einem fortdauernden Gesamtrahmen, mehr für Neuausprägungen von Werten und Normen als für deren Wechsel oder Schwund.

Unter den Normalen finden sich viele, die nicht einfach „durch und durch normal“ sind, sondern in Teilbereichen über oder unter der Norm liegen – in einer gewissen *Balance*. Unter ihnen finden sich sowohl solche, die ihre Lebensverhältnisse gut nutzen, wie solche, die dies weniger tun. Auch der Grad der Bewußtheit, mit der sich die Normalen in den Durchschnitt einreihen, ist sicher unterschiedlich: höhere oder geringere Grade von Integration und Distanzierung, von Leistungsbereitschaft und Anspruchshaltung treten dabei auf. Die Alltagssprache unterscheidet hierbei zwischen mittelmäßig und medioker. Unter den Normalen findet man schließlich auch diejenigen, die sich – unter allen Systemen – schlicht anpassen und mitmachen. Mit diesen Differenzierungen steht es in empirischen Befunden; und so ist es auch wünschenswert.

Die Herausstellung von Normalität hat weitere *Konsequenzen*: Vom Durchschnitt keinen Rigorismus und kein Übersoll („supererogatorium“) erwarten oder abfordern, damit man nicht hinterdrein enttäuscht tun muß. Was Sache der Eliten ist, kann nicht von jedermann mit einem genetischen, biographischen, sozialen Mittelmaß verlangt werden. Dafür gibt die Normalität ihren „Mitgliedern“ die Möglichkeit der Zugehörigkeit, der Selbstfindung im Durchschnitt und der Identifikation. Sie verleiht Optimismus und Kraft, das Normale auch tatsächlich leisten oder darstellen bzw. erreichen zu können. Es gibt auch Humor und Bonhomie der Normalität! Die Normalität bewahrt auch vor unangemessenen, zermürbenden Konkurrenz- und Streß-Konstellationen.

Jugendliche finden sich deshalb mit Normalität besser ab als ihre Chronisten, Reformers und Animateure. Im Jugendgesetz der DDR (1974) wird das Mittelmaß geringschätzig abgetan und jeder Jugendliche zum Übermaß verpflichtet,

was eine erbarmungslose *Contradictio in adjecto* ist. Deshalb sollte man die Normalen auch nicht mit dem ideologischen Terminus „schweigende Mehrheit“ belasten; sie sind vielfach gar nicht so schweigsam. Die Normalitätsbreite gar als „Majorität der Trottel“ oder der bloß Angepaßten zu bezeichnen, verrät eine radikale Verkennung, ja Diffamierung der Realität: auch kein „neues“ System, kein System „im Übergang“, kein kommunistisches System läßt sich vorstellen, aufbauen oder erhalten ohne verlässliche Gemeinsamkeiten von Majoritäten. Nur dank ihrer werden Vorkämpfer wie auch Nachzügler funktional.

Überzeitliche Grunderfahrungen

Der Betonung von Normalität und Konstanz liegt die Einsicht zugrunde, daß der Mensch kein *Homo sociologicus* ist, der sich selber macht, sondern ein Geschöpf, das – unter vielen von ihm unabhängigen Voraussetzungen – den Auftrag und die Freiheit erhalten hat, seine Geschicke mitzugestalten. Den Erscheinungen der Natur wie der Geschichte und des Menschenlebens liegen *Grundmuster*, Regeln, Ordnungen, Maße zugrunde, die zwar Spielräume, Abwandlungen und extreme Formen zulassen, aber nicht aufgehoben werden können. Hierin hat auch die Manipulierbarkeit des Menschen seine Grenze. Denn die Menschen aller Zeiten und Zonen und damit aller Generationen werden vor im Kern gleiche *Grunderfahrungen* gestellt: Geborenwerden, Aufwachsen, Reifen, Krankheit und Tod; Gehorsam und Schuld; gute, mäßige oder ungünstige Lebensausstattung; gute, mäßige oder ungünstige Erfolge in den verschiedenen Rollen und Positionen. Vermutlich werden bei allen die tieferen Bewußtseinschichten meist in ähnlicher Weise betroffen. Somit spricht auch Karl Mannheim von einem *Lebensfonds*, der gleichartig und unantastbar sei.

Auch lebt der Mensch sein historisches Schicksal in der Kette der Vergangenheiten und im Vollzug des Gewordenen – und nicht aus der bloßen Gegenwart oder gar einer alle fünf Jahre „reformierten“ Gegenwart. Überkommene Einsichten, Einstellungen und Verhaltensweisen wirken in ihm – auch ohne sein Zutun – fort. Er lebt niemals nur aus seiner Gegenwart wie ein Ideenflüchtiger oder ein Überaufgedrehter (Hypermanischer) oder ein Angstkranke (Phobiker). Versteht er dieses recht – ohne nun etwa nur die Vergangenheit zu repetieren –, gewinnt er auch ein Verhältnis zur eigenen Vergänglichkeit und zu den verstorbenen Vorläufern, ihren Haltungen und Leistungen.

Die „Horizonte“ (Gadamer) verschieben sich – wie stets und häufig im langen Lauf der Geschichte –, aber weniger die Grunderfahrungen und die zur Bewältigung erforderlichen Grundeinstellungen. Diese veralten nicht so rasch und werden auch nicht einfach durch die Entwicklung überrundet, zumindest nicht in der Bevölkerung, höchstens in Büchern und Reden. Ohne derartige überdauernde

Grundnormen gäbe es keinen Common sense und damit keine sozialen, gesellschaftlichen Verständlichkeiten und Verbindlichkeiten. Ohne sie wäre auch kein Dialog zwischen den Generationen möglich.

Das gilt besonders für unser Industriezeitalter, das sich mit einem Maximum an Flexibilität ein Optimum an Kontinuität bewahrt hat wie selten eine andere Gesellschaftsformation, trotz all seiner Verirrungen. Diese Verbindung von Korrekturbereitschaft und Stabilität dankt dieses Zeitalter auch der Rationalität der technischen Prozesse. Sie erzwingen eine gewisse *langfristige Normalität* ohne abrupte Veränderungen (Forsthoff) und sie fördern kontinuierliche Zielorientierung in Recht, sozialer Angleichung, Lebensstandard und Frieden.

Anthropologische Konstanzen

Um diese Thesen zu stützen, müssen gern übersehene oder vielleicht unbekannte Tatsachen aus *Psychologie* und *Humanbiologie* ins Gedächtnis gerufen werden. Unsere Körperlichkeit untersteht mannigfachen Regelungen zu einem *Normalmaß* an Spannung, Temperatur, Sekretionen, Flüssigkeitsgehalt in einer mittleren, konstant gehaltenen Normalbreite, wovon die Abweichungen Minderleistung, Unwohlsein, Krankheit oder Tod bedeuten. Einer damit zusammenhängenden bzw. analogen Ökonomie untersteht auch unser seelisches Geschehen, z. B. die Wahrnehmung im optischen oder akustischen Bereich. Durch ein hoch differenziertes, flexibles und effektives System von Einschränkungen, Korrekturen und Umsetzungen erscheinen uns z. B. im optischen Wahrnehmungsfeld bestimmte Gegenstände in einer mittleren Größe und einer vertrauten Gestalt. Ohne diese angeborenen, unbewußten Regulationen müßten wir unseren Dialogpartner doppelt, auf dem Kopf stehend und in Größe und Ansicht stark wechselnd „sehen“. Unser Wahrnehmungsnervensystem jedoch stellt ihn uns auf konstante und „normale“ Weise vor Augen².

Was für das Wahrnehmen gilt, gilt entsprechend für unser kognitives Verhalten. Es gliedert Neues in Bekanntes ein, filtert oder stößt es ab, ohne die vertrauten Sinnzusammenhänge zu stören oder zu zerstören. Es vermindert Erregungen und hält auf ein Gleichgewicht der kognitiven Spannungen und Strukturen. Nur in kleinen Dosen, zögernd, redigierend läßt sich unser kognitives System auf Zuwachs oder Wandel ein. Ähnliches gilt für unser Gedächtnis und für die lebensgeschichtliche Erinnerung: Normalmaß, Konstanz, Balance, Ökonomie herrschen.

Kurz: Ohne die skizzierten Regulationen könnten wir weder physisch noch psychisch einen einzigen Tag, eine einzige Stunde überleben. Dies alles bei der Analyse der Bewußtseinslage einer Bevölkerung und deren Veränderungen außer acht zu lassen, hieße die biologischen und psychologischen Erkenntnisse der letzten hundert Jahre ignorieren – oder bei Ideologien landen.

Abweichungen und Veränderungen

Nun gibt es Abweichungen von der Normalität in ungünstiger und günstiger Richtung. Manchmal läßt uns die Konstanz der Größe, Farbe, Helligkeit oder Geschwindigkeit eines Gegenstands aufgrund von äußeren oder inneren Ursachen im Stich, was uns irritiert oder schockiert. Oder nach der anderen Seite: Das Auge eines Malers sieht Übertreibungen, Differenzierungen, Unschärfen und Veränderungen, wo der Normale nur eine gewohnte Landschafts- oder Stadt-szenerie wahrnimmt. Manchmal sind wir ratlos oder verwirrt von einer neuen Erkenntnis, der zuliebe wir dennoch unser bisheriges Gedankengebäude eventuell schmerzlich umstrukturieren müssen. Sonst gäbe es keine gedankliche Fortentwicklung, keine gereifte Einsicht, keine Bekehrung. Und es gibt auch Beständigkeiten ungünstiger Art, z. B. wenn wir uns neuen Erfordernissen und Informationen verschließen und gar vor ihnen zerbrechen. Mit der Sicht auf die Normalitäten und ihre Konstanz muß also der Blick auf die positiven und negativen Abweichungen und Veränderungen verbunden werden.

Auch gibt es *Unterschiede* zwischen den Lebensaltern und den Menschen darin, ob sie mehr zur Normalität tendieren oder zu Extremen, mehr zur Konstanz oder zu Veränderungen. Es gibt Hochbegabte, die ständig mit einer nicht normalen seelischen Struktur im Kampf liegen und daraus Kraft gewinnen oder auch Verzweiflung erleiden. Und es gibt Tüchtige, die dank ihrer Normalität auf allen Ebenen große, kontinuierliche Leistungen erbringen. Und es gibt Schwierige und Untüchtige, deren Regulatoren zur Normalität nur schwach wirksam sind. Die Humanbiologie kennt in der *Vererbung* eine „Regression zum Mittelmaß“, die sich dahingehend auswirkt, daß die Konstitutionen von Kindern relativ hoch bzw. niedrig begabter Eltern mehr zum Mittelmaß tendieren.

Schon dieser Überblick über anthropologische, psychologische und physiologische Gegebenheiten gebietet Respekt vor Normalität und Konstanz auch im Bereich der religiösen, politischen und moralischen Einstellungen. In dieser mittleren Bandbreite finden sich kaum die besonders Engagierten, Produktiven, Kritischen, wohl aber die verlässliche, stabile Mehrheit. Beide sollten in einem positiven gegenseitigen *Austausch* stehen. Die Normalen sollten sich anregen lassen, die Supernormalen den anderen dienen. Denn die letzteren denken und fühlen nicht nur, was für alle tauglich und notwendig wäre; sie erheben auch ihre Besonderheiten dort zu Maßstäben, wo sie untauglich sind. Es wäre also sehr töricht, die Supernormalen oder – wie es eher modisch geworden ist – die Subnormalen als „eigentliche“ Vertreter oder „Seismographen“ ihrer Generation zu beachten und die Normalen als „graue Mäuse“ zu bagatellisieren. Und es wäre schlimm, wenn die Normalen und Zustimmungen zur Opposition übergängen, falls sich die Verantwortlichen durch die allzu geschäftigen Wortführer von Subnormalen korrumpieren ließen.

Manche haben an den *Subnormalen* besonderes Interesse, weil sie Symptome unseres Gesellschaftszustands seien. Aber sie sind speziell symptomatisch nur im Vergleich mit und im Bezug zu den übrigen Personen oder Gruppen einer Bevölkerung und durch ihre tatsächlichen Quantitäten. Es sind meist psychologische, persönlichkeitspezifische, entwicklungstypische Faktoren, die solche Jugendliche unter die Norm drücken, und erst daneben auch soziale, gesellschaftliche und zeitgeschichtliche. Wer über genügend klinische oder sozialpflegerische Erfahrung verfügt, wird nicht gern mit den Subnormalen gesellschaftskritisch kokettieren. Man hilft ihnen besser dadurch, daß man sie in ihren persönlichen Problemen ernst nimmt, als daß man sie als Fälle systemspezifischer Abweichungen einordnet. Zwar bestehen häufig biographische Zusammenhänge zwischen ihrer Wesensart und dem, was sie Schule, Medien oder Zeitgeist entnehmen. Aber man darf solche im Einzelfall empirisch bestimmbare Faktoren und Zusammenhänge nicht kurzschlüssig als Spiegelungen genereller Gefährdungen unserer Gesellschaft ausgeben.

Quantitative und qualitative Aspekte

Man kann die Datenmassen der Mehrheiten auch nicht abweisen als bloße Quantitäten. Ob 30 Prozent oder 70 Prozent unser System gut finden, ist ein sehr gewichtiger quantitativer Unterschied. Und wenn man über die bloße Auszählung der Antworten hinaus eine statistische Datenanalyse vorlegt, so sind deren quantitative Relationen (z. B. über das Gewicht der Gesprächskontakte im Elternhaus für die politische Meinungsbildung) von großer Bedeutung. Auch der Hinweis auf die „Oberflächlichkeit“ von Umfragedaten verfängt wenig, sofern die Befunde langwieriger Untersuchungen (auch mit Hilfe aufwendiger Einzelinterviews) kaum ein anderes Bild ergeben³. Alle noch so bestechend erscheinende Kulturphilosophie kann nicht über ihren Beweisnotstand und ihre Beweismängel hinwegtäuschen⁴.

Man kann Mittelweltergebnisse auch nicht als Erzeugnisse bestimmter Meßmethoden abtun; dann müßte man auch die Krankheiten als Erzeugnisse der Medizin bezeichnen. Sie sind freilich erst dank quantitativer oder diagnostischer Methoden und dank der Verfeinerung dieser Methoden erkennbar geworden. Vermutlich gibt es *sekundär* aufgrund dieser Methoden Verschiebungen und Manipulationen der Daten, die das „wahre“ Bild vorübergehend entstellen oder verschleiern. Und vermutlich gibt es auch *tertiäre* Wirkungen in der Form, daß mancher erst angesichts von Krankheitsbildern zum Hypochonder wird oder angesichts von sozialwissenschaftlicher Empirie zum Flüchtling aus der Normalität.

Aber im ganzen lassen sich quantitative Ergebnisse mit ihrer Herausstellung

von über-, mittel- und untermäßigen Befunden bzw. Personen nicht wissenschaftstheoretisch abweisen. Allerdings muß man hierbei nicht nur beschreibende und analytische Vorgehensweisen nutzen, sondern auch Zielorientierungen, die die Erhaltung der Art implizieren sowie die Stabilität der Gesellschaftssysteme und der Menschen in ihrem Lebenslauf. Vielleicht hilft bei dieser Betrachtung ein Hinweis darauf, daß auch die Naturgesetze nur unter normalen Bedingungen streng gelten, und weniger streng, abgewandelt oder stark verändert unter extremen Bedingungen und dem Einfluß von Störfaktoren. „Daß die Erde auch diese Nacht beständig bleibe“ (Shakespeare) und „die Sterne vollzählig über'm Land stehen“ (Bergengruen), verdanken wir einer Normalität des Naturgeschehens, das nicht selbstverständlich und allgewärtig ist.

Dies war eine empirische Absicherung und Bewertung von Normalitäten. Selbstverständlich gibt es auch ganz andere Zugänge. Es gibt überlieferte oder „neue“ *Normensetzungen*, explizite Sollensansprüche an das Verhalten (als Glaubender, Bürger, Berufstätiger, Lernender), die von religiösen, moralischen, staatsbürgerlichen oder wissenschaftlichen Werten abgeleitet sind. „Normal“ heißt hierbei die Anerkennung und Einhaltung der gesetzten Normen. Die Hierarchien oder Systeme, in denen solche Forderungen stehen, verlangen ausdrückliche Beachtung, Auseinandersetzung und Entscheidung. Sie sind Aufgabe und Zielsetzung – im Unterschied zum empirisch nachweisbaren, realen Normalverhalten.

Zwischen beiden Arten von Normen liegt ein *herkömmliches* Verhalten, das implizit von Werten und Normen (z. B. Tüchtigkeit, Sparsamkeit, Fairneß, Hygiene) gesteuert wird, ohne daß diese bewußt werden. Sie sind zu Sitte, Brauch, Gewohnheit geworden – „quod decet“, „was sich ziemt“, wie die Römer sagten – und in Sprichwörtern, Alltagsregeln und im Leben der Institutionen verankert. Sie werden mehr oder minder unausdrücklich erlebt, nachgeahmt und befolgt und tragen zur bürgerlichen Kultur einer Gesellschaft bei. Durchschnittsmenschen leben stärker in diesen Gewohnheiten als unter dem Gebot ausdrücklicher, benennbarer Normen; ihre Handlungen gehen meist nicht aus „Entschlüssen“ hervor. Das macht entsprechende Befragungen schwierig und beeinträchtigt ihre Glaubwürdigkeit. Sofern das „quod decet“ bei vielen in einer Gesellschaft erschafft und bequemerem und rücksichtsloserem Verhalten weicht, wäre Alarm geboten.

ANMERKUNGEN

¹ P. Hofstätter, D. Wendt, *Quantitative Methoden der Psychologie* (München 1967).

² W. Metzger, *Psychologie* (Darmstadt 1975).

³ W. Jaide, *Achtzehnjährige zwischen Reaktion und Rebellion* (Opladen 1978).

⁴ H. Lübke, *Orientierungskrise*, in: *Die Jugend und ihre Zukunftschancen*, hrsg. v. J. C. Welbergen (Hamburg 1979).